

ADY, BABITS, MÓRICZ

— *Kleine Erinnerungen an drei große Dichter* —

VON ALADÁR SCHÖPFLIN

Die drei führenden Gestalten der ungarischen Dichtung des 20. Jahrhunderts gingen in derselben Reihenfolge von uns, in der sie in die Literatur eingetreten waren. Als erster Andreas Ady, der im Januar 1919 starb; dann verließ uns Michael Babits im Sommer 1941 und als letzter Sigmund Móricz vor einigen Monaten. Ihr Leben verlief in gleichlaufenden Bahnen und führte sie gemeinsam zur Höhe; sie lebten in demselben Abschnitt der Literaturentwicklung, und man wird sie stets gemeinsam erwähnen. Sie waren auch gut befreundet; die Verschiedenheit ihrer Denkart, ihres Charakters, ihrer Lebensform beeinträchtigte ihre Freundschaft keineswegs. Ady lebte außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in der sogenannten Welt der Bohème; seine beiden Freunde dagegen in bürgerlichen Lebensformen, so daß sie einander nicht sehr oft begegneten, und sich zwischen ihnen keine so vertrauliche Freundschaft entwickeln konnte wie z. B. zwischen Petöfi und Arany; dennoch schätzten sie einander aufrichtig und waren erfreut, wenn der Zufall sie zusammenführte.

Ady hatte bis ans Ende seines Lebens keine ständige Wohnung in Budapest. Im ersten Abschnitt seines Lebens wohnte er eigentlich gar nicht in Pest, sondern war viel in Paris oder anderwärts im Ausland, und fuhr oft auf einige Wochen auch zu seinen Eltern nach Érindszent; später, nach seiner Verheiratung, verbrachte er den größten Teil des Jahres in Csucs. In Pest ließ er sich in der ersten Zeit im Hotel »Erzherzog Stephan« in der Podmaniczkystraße nieder, später wohnte er häufig im einstigen Hotel »Meteor« am Elisabethring, gegenüber dem »Café New York«. In der letzten Zeit war sein Heim meist das Hotel »König von Ungarn«, ein alter, schäbiger Gasthof in der Dorotheenstraße, an dessen Stelle heute das Haus der Produktengenossenschaft »Futura« steht. Monatelang wohnte er wiederholt auch im Sanatorium am Stadtmeierhof, wo er für die Folgen seiner maßlosen Lebensart Linderung suchte.

Stets von Menschen umgeben, war er im Grunde doch einsam. Mit keinem verknüpften ihn wirklich enge Bande; die Menschen, mit denen er seine Nächte in der Kneipe zu den »Drei Raben« in der Andrassystraße oder an ähnlichen Plätzen verbrachte, waren eher Kameraden als Freunde. Er schätzte sie nicht sehr und war sich über ihren Wert im klaren. Im Gegensatz zu den lebenslustigen jungen Literaten jener Zeit pflegte er nur selten ins Kaffeehaus zu gehen; die sogenannten Literaten-Cafés mied er, doch besuchte er auch vornehme, prunkvolle Gaststätten nur ungern, da er sich dort nicht wohlfühlte und ihm die vielen Menschen lästig waren. Je schwankender seine Gesundheit wurde, um so mehr zog er sich in sein Hotelzimmer zurück. Er freute sich, wenn ihn seine Freunde besuchten,

er selbst jedoch ging nicht aus. Für ein Abendessen unter Freunden war er nur schwer zu haben. In Gesellschaft war er, wenn sich diese nicht aus seiner gewohnten Umgebung zusammensetzte, und besonders wenn auch Frauen zugegen waren, befangen; er sprach wenig und war auch im Genuß von Wein maßvoller. Zu Frauen, mit denen er sich schon etwas befreundet hatte, konnte er recht liebenswürdig sein; er liebte es, sie zu necken und mit ihnen zu scherzen. Wohl fühlte er sich in der Familie von Sigmund Móricz. Mit Móricz' erster Gattin, Janka, war er warm befreundet. In ihrem Hause taute er auf und machte der jungen Frau gutgelaunt, in der Art eines Kavaliers aus der Provinz den Hof, was Móricz, der über die Freundschaft mit Frauen etwas altmodische Ansichten hatte, nicht immer gefiel. Einmal bemühte er sich in meinem Hause so lange, bis die junge Frau darauf einging, sich mit ihm zu duzen; Móricz vermochte seinen Ärger darüber kaum zu verbergen. Ady wußte dies recht wohl und hatte es darauf angelegt. Er neckte seinen Freund gern mit solchen Späßen. Móricz duzte sich niemals mit Frauen, nicht einmal mit seiner Gattin.

Ady trank — dies ist allgemein bekannt — viel, ja viel zuviel, doch stets nur Wein, gewöhnliche Kneipenweine. Gelegentlich trank er mittags auch etwas Bier, Branntwein jedoch niemals. Sekt liebte er; hatte er zuweilen etwas mehr Geld, so ließ er sich einige Flaschen bringen. Er mischte ihn gern mit Rotwein. Ausgelassen war er nie; er saß still am Kneipentisch und trank seinen Wein. Ich entsinne mich eines Abends, als er in der »Marmorbraut« in Ofen Lust bekam, sich mit den Zigeunern zu vergnügen. Er dirigierte die Zigeunerbande nach der Art vergnügungssüchtiger Provinzler, doch verstand er sich nicht recht darauf, man merkte, daß er keine Übung darin hatte.

In Hotels und Gaststätten war er mit dem Personal, Kellnern, Portier, Zimmermädchen sofort befreundet. Dadurch erreichte er, daß man ihn überall mit besonderer Aufmerksamkeit bediente. Mit Trinkgeldern sparte er nicht. Als er einmal dem Kellner ein ungewöhnlich hohes Trinkgeld reichte, erwähnte ich dies, worauf er erwiderte:

— Ich will, daß man mich achte.

Sie taten ihm zuliebe auch alles, was er auch verlangen mochte.

Mit Kindern wußte er gut umzugehen. War er bei uns, so spielte er manchmal stundenlang mit meinem vierjährigen Jungen, wälzte sich mit ihm auf dem Sofa herum und war auch nicht böse, wenn das Kind an seinen langen schwarzen Haaren zog. Auch Lieder brachte er dem Jungen bei. Dies war die einzige Gelegenheit, wo er verspielt war. Sonst mochte er keinerlei Spiel; Karten berührte er meines Wissens niemals, und für Sport hatte er kein Verständnis. Höchstens auf das Eis ging er manchmal, als er einmal im Winter in einem Sanatorium auf der Arenastraße wohnte. Dort betrachtete er die Schlittschuhläufer von der Brücke aus. Der schöne Anblick, das Bild der über das Eis gleitenden Menschen, erfreute ihn.

Ady führte gewiß ein ungesundes Leben. Er war wenig an der frischen Luft, und machte er einmal doch einen Spaziergang, so ging er mit langen, etwas schleppenden Schritten, wie geistesabwesend. Wenn es nur anging, nahm er auch für kurze Wege einen Einspänner; Zweispänner benutzte er nur selten, die Straßenbahn nie. Er rauchte ungeheuer viel Zigaretten, und zwar stets die damalige Lieblingssorte der Literaten und Journalisten:

Princessas Als er einmal in meinem Hause eingeladen war, bot ich ihm feinste ägyptische Zigaretten an, die ich eben geschenkt erhielt. Doch er lehnte ab und ließ nicht locker, bis ich das Dienstmädchen in der Nacht in das nahe Kaffeehaus schickte, um seine Liebessorte zu holen. Er hatte die sonderbare Gewohnheit — eine Gewohnheit, die auswärts speisenden Rauchern eigen ist —, auch während der Mahlzeit, zwischen zwei Gängen, zu rauchen. Einmal waren wir zusammen in einem sehr vornehmen, reichen Hause eingeladen, wo die feinen Damen höchst erstaunt waren, als er sich zwischen Vorgericht und Braten eine Zigarette anzündete. Wie ein quengliges Kind ruhte er nicht, bis er bekam, was er wünschte. Er war gern gut angezogen und vermochte sich über einen neuen Anzug sehr zu freuen. Seine Kleidung war auch elegant, doch wirkte er trotzdem meist wie ein Kavalier aus der Provinz. Bis ans Ende blieb er Provinzler und wurde nie ganz Budapester. Ady liebte Budapest auch nicht und besonders nicht die Menschen der Stadt. Mit Spott und Geringschätzung sprach er von den »geschickten jungen Leuten« in Pest. Nach seiner Verheiratung begann er ein geordnetes Leben zu führen, doch blieb er ebenso einsam, nur daß eben die kleine blonde Frau neben ihm war. Er ging fast nirgends hin. Wer mit Ady und seiner Gattin zusammenkommen wollte, mußte sie aufsuchen. Zu dieser Zeit, in den letzten beiden Jahren seines Lebens, besaß Ady zum ersten Mal ein eigenes Heim. In der Veres-Pálné-Straße hatte er eine nette kleine Dreizimmerwohnung gemietet, die seine Gattin mit feinem Geschmack einrichtete. Ady verbrachte den größten Teil seiner freien Zeit in dem dielenartigen großen Vorzimmer in einem Lehnstuhl; hier las er am liebsten seine Zeitungen, hier empfing er die Gäste. Als sich in den letzten Monaten seines Lebens seine Krankheit immer mehr verschlimmerte lag er stets zu Bett. Die junge Frau pflegte ihn hingebungsvoll und war immer bei ihm. Besucher stellten sich immer seltener ein; der Dichter blieb mit seiner Frau allein bis er ins Sanatorium übersiedelte, wo er für immer die Augen schloß.

Michael Babits lernten wir persönlich kennen, als er von Fogaras nach Budapest kam und auf dem ersten Vortragsabend der Zeitschrift »Nyugat« Gedichte vortrug. Er war eine sehr interessante, ungewöhnliche Erscheinung, ein magerer, äußerst blasser junger Mann, dessen Augen wie die eines Besessenen brannten. Seine Gedichte las er mit singendem Tonfall. Im ersten Augenblick wirkte er etwas befremdend, doch schon nach wenigen Minuten stand die Zuhörerschaft in seinem Bann. Bald hörte man ihm hingerissen zu und schließlich hatte er großen Erfolg; erschüttert empfanden die Menschen die Gegenwart eines außerordentlichen Geistes. Unter den zahlreichen Mitwirkenden hatte er den wärmsten Erfolg. Damals konnten wir ihn nicht näher kennenlernen, da er bereits den nächsten Tag nach Fogaras zurückreisen mußte, um in der Ferne siebenbürgische Kinder zu unterrichten. Wir wechselten Briefe mit ihm und lasen seine neuen Gedichte immer wieder erregt. Später wurde er als Lehrer an das Gymnasium in Neupest versetzt, und von da an verkehrten wir sehr oft, fast täglich mit ihm. Er wohnte in dem Vorort Rákospalota; von dort aus kam er in unseren Kreis im Café »Bristol« am Dunaufer und später im Café »Central«, wo sich bald eine Tischgesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten um ihn scharte. Aus dem Gymnasium in

Neupest wurde er bald in das der Beamtensiedlung in Pest versetzt. Dies erwirkte der Direktor der Schule, der beliebte Jugendschriftsteller Moses Gaál, dem Babits dafür stets dankbar blieb. Nun mietete er eine Wohnung in der Beamtensiedlung, speiste in den Gaststätten um die Üllöer Straße und kam fast täglich ins Kaffeehaus, wo wir uns mit ihm trafen. Hier lernten wir die verschwenderische Fülle seines Geistes kennen, seine vielseitige und tiefe Bildung, die sich neben der Weltliteratur auch auf Philosophie, Mathematik und andere Wissenschaften erstreckte. Seine Gesellschaft war ungemein reizvoll und anregend. Er sprach einfach, ohne jede Großtuerei, für ihn war großes Wissen selbstverständlich, da er stets in einer hochgeistigen Atmosphäre lebte. Doch konnte er auch vergnügt sein, dann scherzte er und erzählte kleine Erlebnisse aus seiner Schulzeit in Szekszárd, Pécs und aus seinen Studentenjahren. Er hatte zahllose Dichtungen im Gedächtnis, von Johannes Arany kannte er fast jedes Gedicht, selbst griechische und lateinische Verse vermochte er herzusagen. Wenn der Debrecener Dichter Árpád Tóth, der gleichfalls stets unserem Kreis angehörte, und Babits in Schwung kamen, nahm das Rezitieren kein Ende. Selten suchte er eine andere Gesellschaft auf. Zuweilen nahm ich ihn zu einem improvisierten Abendessen nach Hause mit; bei solchen Gelegenheiten ließ er die Steifheit fallen, die er sonst immer an sich hatte, wenn er in Damengesellschaft kam. Dann konnte er warm, heiter, angenehm sein, und man merkte ihm die gute Kinderstube an. Mit meinem kleinen Sohn schloß auch er Freundschaft. Der Junge spielte sehr gern mit Tieren, er besaß einen richtigen kleinen Zoo aus irgendeiner harten Masse. Babits brachte ihm einmal zwei Lamas, da er bemerkte, daß dieses Tier in der Sammlung fehlte. Von nun an hieß er für meinen Sohn »Onkel Lama«.

In Benehmen und Haltung war er anspruchslos und schlicht. Er war stets anständig und sauber gekleidet, obwohl er sich um Mode und Eleganz nicht viel kümmerte; den Anzug trug er nicht als Schmuck, sondern nur zum Schutz des Körpers. Babits war bereits ein berühmter Dichter, als seine Anzüge noch immer seine Mutter bei einem Schneider in Szekszárd machen ließ, u. zw. ohne Probe und nach demselben Maß wie in seiner Studentenzeit. Einmal beklagte er sich bei meiner Gattin, daß dieser Schneider schon seit zehn Jahren für ihn arbeite und die Rockärmel noch immer zu kurz mache. . . . Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er auch zu einem andern Schneider gehen könnte.

Babits war kein Bohemien, sondern lebte ein geordnetes Leben und war in Essen und Trinken äußerst maßvoll. Als guter Szekszárder trank er natürlich Wein; seine Familie besaß in der Nähe der Stadt einen Weingarten. Dieser Weingarten wird in seinen Gedichten wiederholt erwähnt, vor allem aber in seinem Roman »Söhne des Todes«. Seiner Überzeugung nach war der Szekszárder Wein der beste der Welt. Wohl trank er gerne einige Gläser, doch betrank er sich nie. Nach einem Abendessen mit Ady brüstete er sich einmal, dieser habe ihn gelobt, weil er den Wein gut vertrage.

Mit Ady befreundete er sich nicht gleich. Wie aus seinem Briefwechsel mit Desider Kosztolányi hervorgeht, mochte er Adys Gedichte in seiner frühen Jugend nicht, erst später kam er ihnen näher. Die über-

eifrigen Anhänger Adys, die in Babits um jeden Preis einen Rivalen sehen wollten, sorgten dafür, daß die Freundschaft der beiden sich nur langsam erwärme. Sie griffen ihn im Blatt der Sozialisten an und verdächtigten ihn unrecht. Aber auch der um die Anerkennung seiner Priorität besorgte Ady war daran nicht ganz unschuldig. Er besaß ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, daß die Menschen ihm untreu werden, daß ihn andere überflügeln könnten. Babits' Erfolge betrachtete er mit Mißtrauen. Dieser sagte niemals etwas Schlechtes über Ady, stets erkannte er ihn an, doch ihre Freundschaft wurde erst viel später wärmer und aufrichtiger. Eine wirkliche, tiefe Freundschaft entwickelte sich zwischen ihnen niemals. Sie trafen einander selten; beide empfingen lieber Besucher, als daß sie Besuche machten.

Kurz nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges zog Babits aus der Beamtensiedlung in die Stadt, in die Reviczkystraße. Das Haus, in dem er eine Wohnung mietete, gehörte dem vorzüglichen siebenbürgisch-ungarischen Erzähler und Dramatiker Nikolaus Bánffy. Babits bewohnte hier drei Zimmer mit lauter alten, von seiner Familie ererbten Möbeln und einigen alten Familienbildern. Er liebte gute Teppiche, sonst aber war seine Wohnung von puritaner Einfachheit, ihren Hauptschmuck bildete die gewaltige und sich stets vermehrende Bücherei. Nur zwei kostspielige Liebhabereien besaß er: er kaufte viele teure Bücher und reiste so oft es ging ins Ausland. Am häufigsten war er in Italien. Stets reiste er allein, nicht nach einem festgelegten Reiseplan, sondern wohin ihn Eingebung und Stimmung führten.

Über seine Arbeiten sprach er nur ungerne. Ich kann mich nur eines solchen Falles erinnern, als wir uns eingehend über seinen Roman »Kartenhaus« unterhielten, der bekanntlich in Neupest spielt. Zufällig wußte ich dies und jenes über Neupester Verhältnisse und Menschen, außerdem war ich Strohwitwer, und auch Babits hatte Ferien. In diesem Sommer waren wir fast jeden Abend zusammen und besprachen den werdenden Roman. Einige Nebengestalten und Motive, von denen ich ihm berichtete, hat er in dem Roman auch verwendet. Von seinen übrigen Werken sprach er erst, wenn sie bereits abgeschlossen waren. Gern zeigte er einzelne eben entstandene Gedichte, gern prüfte er ihre Wirkung auf andere. Was er schrieb, besonders Gedichte, ließ er nicht sogleich erscheinen, sondern länger oder kürzer, zuweilen auch einige Jahre in der Schublade herumliegen. Oft zweifelte er auch an sich selbst, und durchlebte dann bittere Stunden; nervös wartete er, was andere zu seinen Gedichten sagten. Er hatte eine sehr empfindliche Seele. Die Angriffe, die ihn unverdienterweise trafen, kränkten ihn sehr. Auch bildete er sich ein, daß man ihn verfolge, daß ihn die Menschen verachten oder ihm zürnen. Daher war er Menschen gegenüber, die der Literatur ferne standen, im allgemeinen äußerst zurückhaltend, ja geradezu linkisch. Recht traurig erzählte er einmal, daß er auf der Straße seinem einstigen Gymnasialdirektor aus Pécs begegnet sei und dieser seinen Gruß nicht erwidert hätte. Hieraus zog er übertriebene Folgerungen und war sehr betrübt.

In seinen späteren Jahren ließ diese Schüchternheit bedeutend nach. Von so vielen Seiten wurden ihm Anerkennung und Achtung zuteil, daß er einsehen mußte, wie grundlos sein Angstgefühl war. Allein Menschen

gegenüber, die keine Beziehung zur Literatur hatten, blieb er stets etwas zurückhaltend. Überhaupt liebte er große Gesellschaften und fremde Menschen nicht. Als er älter wurde, kamen auch bei ihm die Gewohnheiten und Gesten seiner vornehmen Szekszárdi Familie immer mehr zum Vorschein. Nachdem er — bereits verheiratet — das Haus in Esztergom erworben hatte, verbrachte er den Sommer stets dort. Hier besuchten ihn seine Freunde. Kaum gab es in diesem Hause einen Sonntag ohne Gäste. Manche schöne Tage verbrachten wir dort. Babits war ein glänzender Gastgeber, aufmerksam und freundlich zu den Gästen, wie ein ungarischer Herr aus der Provinz, der die Gäste in seinem Garten oder Weingut empfängt. Er war heiter, offenherzig und liebenswürdig; stets holte er den Gast vom Bahnhof ab und begleitete ihn abends wieder hin. Das Haus am Bergabhang, von Jahr zu Jahr erweitert, mit seiner breiten und langen Terrasse, der Glasveranda und der bezaubernden Aussicht auf die Donau und die Kleine Tiefebene, wird all denen, die dort zu Gäste waren, in angenehmster Erinnerung bleiben. Auch uns war Babits' Gestalt so am liebenswertesten, wie er dort still auf der Terrasse des Hauses saß und mit uns plauderte. Dann kamen die furchtbaren Krankheiten; er konnte nun nicht mehr nach Esztergom fahren, immer dunklere Wolken zogen sich über ihm zusammen, und an Stelle des einstigen heiteren Bildes tauchen in unserem Gedächtnis Erinnerungen an unsagbare Leiden auf.

Mit Sigmund Móricz war Babits besonders in jüngeren Jahren befreundet. Einmal sandte er Móricz auch ein kleines Faß Wein aus dem Weingut der Familie. Hierauf bezieht sich das schöne Gedicht »Vile potabis«. Später, als zwischen ihnen in Angelegenheiten der Zeitschrift »Nyugat« Gegensätze entstanden, wurde ihre Freundschaft lockerer.

Sigmund Móricz war in unserem Kreise der Familienmensch. Er wohnte in der Üllői Straße, in einer schönen, großen Vierzimmerwohnung, aus der er erst später, als er sich zum zweitenmal verheiratete, nach dem Hauptzollplatz übersiedelte. Er war überall zu sehen, sein eigentliches Leben aber lebte er in seiner Familie, im Kreise seiner Frau und der drei Töchter. Der größte Schmerz seines Lebens war der Verlust seiner beiden kleinen Söhne, die fast gleichzeitig am Scharlach starben. Seine erste Frau erzählte, daß er damals tagelang kalvinische Psalmen sang, allerdings mit schlechtem Gehör und heiserer Stimme, doch mit tiefer Andacht. Er war ein geselliger Mensch, doch auch er entschloß sich nur schwer, einen Besuch zu machen. Um so mehr liebte er es, wenn man ihn besuchte. Als wir ihn kennen lernten, nach dem Erscheinen des Erzählungsbandes »Sieben Kreuzer«, war er noch mager, mit einem knochigen Gesicht, und ziemlich provinziell; mit seinem gemächlichen Gang und der bedächtigen Redeweise wirkte er in der Gesellschaft der Pester jungen Literaten und Journalisten etwas befremdend. Allmählich aber erkannten wir ihn als Ehrenmann und guten Freund, der seinen Kameraden gegenüber stets gefällig und wohlwollend war. Auch für ihn waren das Haus und der Garten in Leányfalu der passendste Rahmen, wo er sich im Kreise seiner Familie und seiner Gäste wirklich zu Hause fühlte. Er war wie ein biederer Landwirt, bis zur Übertreibung gastfreundlich, stets freundlich lächelnd und höflich. Seine Liebenswürdigkeit war nicht angelernt, sondern entsprang seinem Wesen. Wohl galt dieses heitere Wesen in der Tiefe Leiden-

schaften, die er indessen nur selten zum Ausbruch kommen ließ. Mit Frauen wußte er gut umzugehen und zu scherzen, doch gab es für ihn eigentlich immer nur eine Frau, seine Gattin. Er selbst erzählte in seiner Selbstbiographie, daß er sich stets völlig, mit jedem Gedanken der Frau hingab, die er als Lebensgefährtin erwählt hatte. Auch er war am liebsten zu Hause, nur zuweilen überkam ihn abends eine Art Unruhe. Dann zog er los und blieb bis zum Morgenrauen aus. Er tat nichts Liederliches, trank nicht, war überhaupt kein Weintrinker, sondern ging nur aus einem Kaffeehaus ins andere. Er brauchte dies wohl. Schalt ihn seine Frau, daß er viel ausgegeben habe — eigentlich war er sparsam und wußte das Geld zu schätzen — so antwortete er, es seien Betriebskosten. Sein Haushalt wurde einfach geführt; für Luxus hatte er nicht viel übrig. In seinen letzten Jahren durchlebte er manche Krisen und hatte es recht schwer. Er arbeitete ununterbrochen und war stets voller Pläne, von denen er gern sprach; sie waren seine Lieblingsthemen. Morgens stand er stets sehr früh auf, meist saß er bereits um fünf Uhr am Schreibtisch. Tagsüber ruhte er einige Stunden, doch arbeitete er immer am Tage, und war niemals Nachtarbeiter wie die meisten Schriftsteller. Gern aß er viel, ich staunte oft, mit welchem Appetit er kalte Gemüse, Kraut und Bohnen verzehrte, vor denen es mir richtig graust. Er war kein großer Fleischesser; in seinen letzten Jahren lebte er fast ausschließlich vegetarisch, von den Produkten seines Gartens in Leányfalu. Im Ausland war er selten, ich kann mich nur an zwei größere Auslandsreisen erinnern. Einmal fuhr er über die Schweiz nach Paris, einmal durchstreifte er Italien. Fremdsprachliche Bücher las er kaum, die ungarischen Schriftsteller kannte er, doch interessierten ihn die Verfasser mehr als ihre Werke. Fand er aber an einem Werk Gefallen, dann konnte er sich dafür aufrecht begeistertern.

Drei verschiedenartige, in mancher Hinsicht gegensätzliche Persönlichkeiten, im gleichen Zeitalter, auf derselben Höhe der ungarischen Dichtung. Sich ihrer zu erinnern, bedeutet Freude und Stolz für den, der sich ihrer Freundschaft rühmen durfte. Nun sind sie heimgegangen, nur ihre Werke leben noch und die Erinnerung an sie. Die Jahre gehen dahin und wir mit ihnen; nur wenige leben noch von uns, die wir die große literarische Schlacht um die Erneuerung der ungarischen Dichtung durchkämpften. Indessen bewahren wir wenigstens schöne Erinnerungen an Freunde, mit denen es schön und lohnend war zu leben.